

Das frühere Juwelier-Büro öffnet sich auf der linken Seite zu einem ganz kleinen Raum hin, in dem vielleicht zwei Menschen einander berührend Platz finden können. Hier hing, geschützt vor den Augen neugieriger Betrachter, ein schwer datierbares Ölgemälde mit den Maßen 75 cm × 55,6 cm. Der mit Blattgold verzierte Rahmen war mit einem komplizierten Muster sich umrankender Blätter versehen, welcher an der unteren linken Ecke stark beschädigt war. Die Blätter griffen derart ineinander, dass unmöglich zu erkennen war, wo der Anfang und wo das Ende der Bewegung zu suchen sei, gleichwohl deutlich spürbar, dass es zumindest eines von beiden geben müsse. Die Leinwand, auf der sich der Staub mehrerer Jahrzehnte angesammelt hatte, war dunkel grundiert. Ein fast undefinierbarer Farbton, der wahlweise zwischen tiefem Blau, fahlem Dunkelgrau, hellem Schwarz oder auch dunklem Meergrün schwankte. Darauf einige helle Farbtupfer, winzige Flächen in einem übergroßem Dunkel. Trat man ganz dicht an das Bild heran – die Beleuchtung in diesem kleinsten der vier Räume war nur durch indirekten Lichteinfall gegeben und der bei der Betrachtung des Bildes entstehende Schatten verdunkelte es zusätzlich – trat man also sehr dicht an das Bild heran, so dicht, dass die Schichtungen der Farbe erkennbar wurden, erinnerte es an einen weit entfernten Sternenhimmel, vor dem der Nebel liegt. Der Juwelier besann sich dieses Bildes in Intervallen, die durchaus als regelmäßig zu bezeichnen wären, wenn er auch von dieser Regelmäßigkeit keinen Begriff hatte. Manchmal erhob er sich aus seinem tiefen Ledersessel, betrat das Raumeck und stand minutenlang schweigend vor dem Bild. Er war sich sicher, dass die dunkle Fläche nur ein Meer sein konnte. Ja, wenn er genau hinsah, konnte er ohne Anstrengung mächtige Wellen mit Gischtkronen erkennen. Ganz hinten, an den rechten oberen Bildrand gedrängt, durchzogen merkwürdige Linien das Meer. Wie oft hatte er gerätselt, was es mit ihnen auf sich haben könnte. Eines Tages, als das zarte Licht eines frühen Maitages schräg in den vierten Raum fiel, sah er es endlich: Dort erhob sich kaum merklich der fragile Rumpf eines kleinen Segelschiffes. Das Segel, jetzt sah er es ganz deutlich, war schon ein bisschen zerfetzt. Wahrscheinlich hatte er es so lange nicht erkennen können, weil es anders als gewöhnliches Segeltuch nicht hell, sondern dunkel gefärbt war. Mit etwas Anstrengung ließ sich nun auch erfassen, dass das Schiff in einen Sturm gekommen war. Der Schiffskörper verschwand fast in der mächtigen Tiefe einer Welle, die Segel wurden unter der Macht des Windes niedergedrückt. Der Juwelier war über seine Entdeckung hochofren. Wie gern hätte er sie den für ihn arbeitenden Goldschmieden mitgeteilt, welche zu fünft, dicht aneinandergedrängt, im Nebenraum über der Fertigung von Eheringen saßen. Allein die Scham hielt ihn zurück, sie mögen in den Linien rein gar nichts erkennen. So trat er für einen kurzen Moment in das Sonnenlicht, das durch das Fenster zu ihm hereindrang, und erlaubte sich, die Augen zu schließen. Anschließend setzte er sich an seinen Schreibtisch und ging eine Reihe von Zahlen durch, die ihm selbst bei angestrenzter Lektüre nun gar nichts mehr bedeuten wollten. Also erhob er sich erneut und trat an das Bild heran. Dort, wo der Rahmen des Bildes beschädigt war,

was er zutiefst bedauerte, und die Reihe der Blätterrangen durchbrochen, meinte er nun eine menschliche Silhouette zu erkennen. Auch sie hob sich nur unerheblich vom dunklen Hintergrund ab. Sie war zart und ihr Gesicht schien dem Meer zugewandt. Sich gegen den Wind stemmend, hielt sie vielleicht die rechte Hand zum Gruß in die Luft. Er war sich dessen nicht sicher. Hatte sie etwa auch das Schiff entdeckt?